

BEATE MALY



DER ROMAN
ZAUBER
DER KLEINEN
DINGE

blanvalet

Beate Maly
Der Zauber der kleinen Dinge

BEATE MALY

DER
ZAUBER
DER KLEINEN
DINGE

ROMAN

blanvalet

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

Copyright © 2026 Beate Maly

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Copyright der Originalausgabe © 2026 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, D-81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Annika Krummacher

Umschlaggestaltung und -motiv:

© Johannes Wiebel | punchdesign, unter Verwendung

der Motive von Shutterstock (ecstk22; Darryl Brooks; Katvic;

Kiselev Andrey Valerevich) und Adobe Stock (BrandPacks; antonel)

Gestaltung und Motiv für Innenklappen: © Johannes Wiebel | punch-

design, unter Verwendung von Motiven von Adobe Stock

(Sergey Kamshylin; VV)

Vignetten: © Adobe Stock (AngellozOlga, WinWin)

SH · Herstellung: DiMo

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1588-2

www.blanvalet.de





»Geh sofort vom Fenster weg!« Mit drohend erhobener Hand stand Schwester Veronika hinter Rudi. Er duckte sich und machte einen Schritt rückwärts, denn er wusste, wie kräftig sie zuschlagen konnte. Erst gestern hatte sie mit der Faust seinen Rücken erwischt. Rudi war schwarz vor Augen geworden, er war in die Knie gegangen und hatte sekundenlang keine Luft bekommen. Kurz hatte er gedacht, er müsse sterben und würde zu seiner Mutter in den Himmel kommen.

Vor ihrem Tod hatte sie ihm fest versprochen, auf einer Wolke zu sitzen und ihn zu beschützen. Doch das mit dem Beschützen schien nicht so recht zu klappen. Vielleicht war sie auch noch gar nicht auf ihrer Wolke gelandet. Gut möglich, dass die Vorgänge im Himmel etwas länger dauerten als hier auf der Erde, schließlich gab es eine Menge Menschen, die starben und auf Wolken verteilt werden sollten. Doch wenn sie tatsächlich zusehen

musste, wie es ihrem Sohn im Waisenhaus erging, ohne ihn beschützen zu können, dann brach es ihr das Herz, davon war er fest überzeugt.

Rudi und dreißig andere Kinder schliefen in einem kahlen, freudlosen Saal mit einfachen Stahlrohrbetten und einem Holzkreuz über der Tür. Nicht einmal Vorhänge an den Fenstern gab es. Alles, was Rudi noch besaß, waren seine Hosen, zwei Hemden, eine Jacke, Schuhe, eine Mütze und der Schulranzen. Die Nonnen hatten ihm ein Gebetbuch geschenkt, in dem er jeden Abend vor dem Schlafen lesen sollte. Sein Märchenbuch mit den schönen bunten Illustrationen hatten sie ihm weggenommen. Mittlerweile waren Rudi die Psalmen und Gebete verhasst. Er wollte sie weder lesen noch aufsagen. Alles, woran er im Moment denken konnte, war Stoppel. Allein seinetwegen durfte Rudi nicht aufgeben und seiner Mutter in den Himmel folgen. Stoppel brauchte seine Hilfe.

Auch heute hatte der graue Mischlingshund wieder im Hof gegessen und auf ihn gewartet. Jedes Mal jagte eine der Nonnen ihn mit einem Prügel davon. Gestern hatte Schwester Eugenia ihn mit dem Besenstiel erwischt. Stoppel hatte ein herzzerreißend lautes Jaulen von sich gegeben, das Rudi bis in den Schlafsaal gehört hatte. Am liebsten wäre er zu ihm hinausgelaufen und hätte ihn in den Arm genommen.

»Wenn dein verdammter Straßenköter wieder im Hof hockt, erschlage ich ihn mit meinen eigenen Händen!«, schimpfte Schwester Veronika.

Rudi hatte die Befürchtung, dass sie den Hund tatsächlich umbringen könne. »Stoppel ist kein Straßenköter«, widersprach er leise.

Die Nonne hörte es trotzdem. Sie machte zwei Schritte auf sein Bett zu, das er eben mühsam frisch überzogen hatte. Es war ein schwieriges Unterfangen, denn die dünnen und kratzigen Laken ließen sich kaum über die harte Matratze ziehen. Rudi hatte es trotzdem geschafft, und diesmal war nicht eine einzige Falte dabei entstanden. Mit einem Schwung riss Schwester Veronika nun die Decke, das Kissen und das Leintuch herunter und pfefferte alles auf den eiskalten Fliesenboden.

»Du hast dein Bett wieder nicht ordentlich gemacht! Dafür kriegst du nur die Hälfte vom Abendessen.«

Rudi starrte auf den Stoffhaufen. Er würde sich erneut abmühen müssen. Dass es als Strafe weniger zu essen geben würde, machte ihm kaum etwas aus. Seit er im Waisenhaus gelandet war, hatte er ohnehin keinen Appetit.

Er dachte an Stoppel und an die Prügel, die er bekommen hatte. Der Hund war in den letzten Tagen dünn geworden, und Rudi fand, dass er krank wirkte. Wie lange war er jetzt schon im Waisenhaus? Eine Woche? Oder waren es bereits zwei? Er hatte jedes Zeitgefühl verloren. Die Tage verschmolzen zu einem eintönigen grauen Brei. Nachts wurde er von Alpträumen geplagt. Immer und immer wieder durchlebte er die letzten Stunden seiner Mutter. Er sah ihr graues Gesicht vor sich, die ängstlichen Augen, die Blut-

flecken auf ihrer Decke und auf den Tüchern am Boden. Bei jedem Husten waren es mehr geworden, bis am Ende alles rot gewesen war. Der Doktor hatte ihr nicht mehr helfen können. Mitleidig hatte er sich an Rudi gewandt und gesagt: »Wir müssen dich woanders hinbringen, damit du nicht auch an der Schwindsucht zugrunde gehst.«

Als die Nonnen vom Waisenhaus kamen, um ihn abzuholen, war seine Mutter längst beim lieben Gott gewesen. Rudi hatte sich weinend an Stoppel festgeklammert, doch Schwester Veronika hatte ihm den Hund aus den Armen gerissen. »Der Abdecker wird sich um das räudige Vieh kümmern.«

»Nein!«, hatte Rudi geschrien, woraufhin ihm die Nonne eine Ohrfeige verpasst hatte.

Ihre Reaktion hatte selbst den Doktor erschüttert. »Der Bub hat eben seine Mutter verloren«, hatte er Schwester Veronika ermahnt.

»Die arme Sünderin ist bei unserem Herrgott. Gott sorgt jetzt für sie.« Die Nonne hatte sich bekreuzigt und die Hände gefaltet. »Meine Schwestern und ich werden uns des Kindes annehmen. So wie wir es mit all den anderen Kindern machen, deren Mütter sich vor unserem Herrgott für ihr Leben in Schande verantworten müssen. Lauter Frauen, die Kinder außerhalb der heiligen Ehe auf die Welt gebracht haben. Der Bub wird bei uns lernen, was es heißt, demütig den Pfad der Tugend zu beschreiten. Wir formen einen braven Christen aus ihm.«

Als hätte Stoppel verstanden, dass er in Gefahr schwebte, war er durch die offen stehende Wohnungstür geflüchtet und die enge Holzwendeltreppe hinuntergelaufen. Als Rudi später mit der Kutsche weggebracht wurde, war Stoppel ihm den ganzen Weg von seinem Zuhause am Magdalenengrund bis zum Rennweg gefolgt und hatte sich dann hinter einem riesigen Nussbaum versteckt. Seither saß er jeden Tag auf dem Hof des Waisenhauses und wartete darauf, dass sein Herrchen herauskommen würde.

Rudi ging zum Stoffhaufen, hob ihn auf und wollte anfangen, das Bett frisch zu überziehen.

»Habe ich dir das schon erlaubt?«

Schwester Veronika riss ihm das Laken aus den Händen und warf es zu Boden.

»Hände ausstrecken!«, forderte sie.

Nur widerwillig folgte Rudi dem Befehl, denn die Finger brannten noch von gestern. Die Schmerzen von den Schlägen mit dem Rohrstock waren so schlimm gewesen, dass er in der Schule die Schreibfeder nicht ordentlich führen konnte. Jetzt hatte er zwei fette Tintenflecke in seinem Heft. Wenn der Lehrer sie entdeckte, würde es weitere Schläge geben, diesmal mit dem Holzlineal.

Rudi streckte Schwester Veronika die Hände entgegen, schloss die Augen und biss die Zähne zusammen, als der Rohrstock auf seine Handinnenflächen niedersauste.

»Ich höre nichts!«, rief die Nonne.

Rudi fing an, das Gebet aufzusagen, das er sein gan-

zes Leben mit körperlicher Züchtigung und Pein verbinden würde. »Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir ...«

Mit jedem Wort, das er sprach, wurde sein Plan konkreter. Heute Nacht würde er fliehen. Er hatte nichts zu verlieren, aber umso mehr zu gewinnen: seine Freiheit und Stoppel. Sobald alle schliefen, würde er das fadenscheinige Bettlaken in Streifen reißen und zusammenknüpfen. Er würde die Knoten so festziehen, dass sie nicht aufgingen, und dann würde er sich langsam und vorsichtig aus dem Fenster hinunterlassen. Rudi war ein geschickter Kletterer. Im Turnsaal konnte er die Stangen hochsauen, ohne dabei die Füße zu benutzen. Stoppel würde sterben, wenn er ihn auch nur einen weiteren Tag allein ließ. Und der Hund war alles, was ihm geblieben war.



2

Charlotte

Seit den frühen Morgenstunden schneite es. Unaufhörlich fielen dicke weiße Schneeflocken vom Himmel, segelten zu Boden und bildeten eine daunendeckenähnliche Schicht, die das Treiben in der Stadt verlangsamte und alle Geräusche dämpfte.

An jedem anderen Tag hätte Charlotte Geiger sich über das Wetter gefreut. Sie liebte den Schnee, vor allem den ersten im Jahr, der die Stadt in eine winterliche Märchenlandschaft verwandelte. Selbst die baufälligen Gebäude in den Randbezirken sahen mit einem Mal winterlich geschmückt aus, als hätte man eine riesige Portion Staubzucker darübergestreut.

Doch heute waren ihr die Flocken lästig, denn sie hatte es eilig. In einer Stunde sollte sie auf dem Naschmarkt beim Gewürzhändler sein, danach musste eine Konfektlieferung im Palais Winterstein abgegeben werden, und dazwischen stand ein Besuch beim Papierhändler Gruber an.

Bis Weihnachten wurden weitere Geschenkkartons in der Bäckerei benötigt, und die bestellten sich nicht von allein.

Für diese Wege konnte sie weder die Pferdetramway noch eine Kutsche nehmen, weil beide heute hoffnungslos im Schnee stecken bleiben würden. Dabei waren die Gleisböhm oder Ritzenschieber schon seit den frühen Morgenstunden im Einsatz. Die Arbeiter, die vorrangig aus Böhmen und Mähren stammten, bemühten sich, mit Besen, Schaufeln und Haken die Schienen freizuschaufeln. Das Kratzen und Schaben ihrer Werkzeuge war bis in die entlegensten Gassen zu hören. Leider hatte ihr Bemühen nur mäßigen Erfolg, denn sobald ein Teil der Schienen befahrbar war, wurde er wieder zugeschneit. Also hatte sich Charlotte zu Fuß auf den Weg gemacht. Sie hob ihre Röcke an und stapfte durch den knöchelhohen Schnee. Die weiße Pracht drang durch ihre soliden Lederstiefel und durchnässte ihre Strümpfe. Auch der neue Wollschal war längst feucht. Zum Glück schützte der ausladende Winterhut ihr kastanienrotes Haar.

Eigentlich gehörten Botengänge dieser Art zu den Aufgaben des Lehrlings, trotzdem mussten sie heute von Charlotte übernommen werden, der Tochter des Bäckereihinhabers Franz Geiger. Der Lehrling Michel hatte sich nämlich den Fuß verletzt und kam in keinen geschlossenen Schuh. Leidend humpelte er in Pantoffeln durch die Backstube und musste sich zwischendurch immer wieder hinsetzen, um auszuruhen.

Charlotte hatte ihre Kindheit in der Backstube zwischen Eiern, Mehl und Zucker verbracht. Statt mit Sand und Wasser zu spielen, hatte sie schon im zarten Alter von drei Jahren Mürbteig geknetet und Eiklar und Sahne steif geschlagen. Mit fünf hatte sie ihre erste Torte glasiert. Als sie sieben Jahre alt war, hatte ihr Vater ihr gezeigt, wie man winzig kleine Marzipanrosen anfertigte. Voller Faszination hatte sie zugesehen, wie er zuerst einen Klumpen farbloser Masse hellrosa einfärbte, hauchdünn ausrollte und anschließend ein filigranes Kunstwerk daraus formte. Heute zauberte sie selbst die raffiniertesten Dekorationen aus Zucker und Marzipan. Erst neulich hatte sie in mühevoller Kleinarbeit einen Schlitten samt zwei Pferden fabriziert. Die kleine Zuckerskulptur hatte zwei Wochen lang das Schaufenster geschmückt und für viel Staunen gesorgt, bis ein begeisterter Kunde es für die Geburtstagstorte seiner Tochter erstanden hatte. Er hatte dafür eine Menge Geld bezahlt.

Jäh wurde Charlotte aus ihren Gedanken gerissen, als eine Lumpensammlerin sie ankeifte. Beinahe wäre sie mit der Alten zusammengestoßen, die einen schweren Korb mit alten Kleidungsstücken auf dem Rücken schleppte. »Pass auf, wo du hinsteigst!«, rief die Frau verärgert.

Charlotte entschuldigte sich und wich ihr aus. Nun erkannte sie von Weitem die Verkaufsstände des Naschmarkts. Je näher sie kam, desto lauter wurden die Rufe der Marktfrauen ohne eigenen Stand, die ihre Waren aus Körben verkauften. Den Fratschlerinnen machte der

Schneefall besonders zu schaffen, denn sie konnten weder sich selbst noch ihre Körbe ordentlich schützen. Notdürftig behelfen sie sich mit Tüchern und alten Regenschirmen. Charlotte sah Honiggläser, getrocknete Kräuter und Lavendelsäckchen. Ein Teil der Waren sollte wohl besser nicht nass werden.

Charlotte drängte sich an einer dicken Frau mit schwarzem Kopftuch vorbei, die ihr Kernseife und getrocknete Lavendelblüten aufschwätzen wollte. »Damit kriegen S' die schlimmsten Dreckflecken aus Ihrem Gwand, und danach duftet alles wie der Frühling!«, versuchte die Verkäuferin, sie zu überzeugen.

»Danke, nein!«, wehrte Charlotte lächelnd ab.

Während sich die Frau gleich der nächsten potenziellen Kundin widmete, lief Charlotte weiter zu den festen Marktständen. Mit jedem Meter, den sie zurücklegte, wurde sie tiefer ins laute Gewühl gezogen. Es roch nach Sauerkraut und Bratwürsten, gerösteten Maroni und gebrannten Mandeln, würzigem Käse und kandierten Äpfeln. Dabei hörte sie Wortfetzen aus allen Teilen der Donaumonarchie: kroatisch und ungarisch, rumänisch, böhmisch und italienisch.

An einem Stand entdeckte Charlotte die ersten Gestecke aus Tannenzweigen. Jedes Jahr wurden die hübschen Dekorationen früher angeboten. Vielleicht sollten sie in der Bäckerei demnächst die ersten Nikoläuse ins Schaufenster stellen?, überlegte sie.

Hier im Zentrum des Naschmarkts waren die Stände überdacht, was das Einkaufen zu einem kommoden Unterfangen machte. Das Treiben wurde immer dichter, und Charlotte hatte Mühe, an den Stand mit den Gewürzen zu gelangen. Schützend hielt sie den Korb mit der Lieferung fürs Palais Winterstein fest. Wo viele Menschen unterwegs waren, tummelten sich auch die Taschendiebe. Der Korb hatte zwar einen Deckel, und es war eher unwahrscheinlich, dass Langfinger es auf einen Karton exquisiter Konfektkugeln abgesehen hatten, aber sicher konnte man sich nie sein. Erst vor einem Monat hatte man ihrer Schwester Maria das Portemonnaie aus der Handtasche gestohlen. Zum Glück waren nur ein paar kleine Münzen darin gewesen.

Gerade als Charlotte sich zwischen dem Käsestand und der Essiggurkenverkäuferin durchdrängen wollte, entdeckte sie bei den Honigkerzen eine kleine, dürre Gestalt. Es war ein Bub, der aussah, als wäre er höchstens zehn Jahre alt. Er war für das Wetter viel zu dünn gekleidet und trug zur kurzen Hose eine Jacke aus einem fadenscheinigen Stoff. Der Kleine hatte weder Handschuhe noch Schal oder Mütze an, und dass er erbärmlich fror, war unschwer zu erkennen. Neben ihm lief ein Hund, der mit seinem struppigen grauen Fell ebenso bemitleidenswert wirkte wie der Junge.

Beide waren so dürr, dass Charlotte meinte, ihre Mägen trotz der vielen Menschen knurren zu hören. Immer wie-

der sah sich der Bub mit ängstlich geweiteten Augen in alle Richtungen um. Als er sich unbeobachtet fühlte, griff er sich blitzschnell eine Semmel aus einem der offenen Körbe und ließ sie in seiner Jackentasche verschwinden. Als er den Kopf wieder hob, blickte er geradewegs auf Charlotte. Etwas in seinen hellen Augen rührte sie. Rasch wandte der Bub sich ab und tauchte mit seinem Hund in der Menge unter.

Charlotte versuchte, den beiden zu folgen. Der Junge sah nicht aus wie ein normaler Taschendieb, fand sie, und sie fragte sich, warum er um diese Uhrzeit nicht an einer Schulbank saß und sich dem Lesen und Schreiben widmete. Eilig zwängte sie sich an zwei Dienstmädchen vorbei, die sich kichernd unterhielten, schob eine stämmige Dame in vornehmem Pelzmantel zur Seite und handelte sich wüste Beschimpfungen ein, die sie geflissentlich ignorierte. »Bleib stehen!«, rief sie dem Jungen zu, doch er hastete weiter, duckte sich und kroch geschickt zwischen den Beinen von zwei K.-u.-k.-Leutnants in schneidigen Uniformen durch, die bei einem Stand mit Trockenfrüchten Rosinen probierten.

»Hat das Gfrast Ihnen etwas gestohlen?«, fragte einer der beiden Soldaten. »Soll ich ihn für Sie einfangen, gnädiges Fräulein?« Schon wollte er sich eilfertig an die Verfolgung machen, doch Charlotte hinderte ihn daran.

»Nein, alles ist gut«, versicherte sie ihm. »Ich komme schon zurecht. Danke für Ihr Angebot.«

Der Leutnant zuckte mit den Schultern und widmete sich wieder den getrockneten Trauben, während Charlotte weiterlief.

Dabei stieß sie seitlich mit einem anderen Mann zusammen, stolperte und geriet ins Wanken. Auch der Mann schlitterte, ruderte mit beiden Händen und hielt sich an Charlotte fest, die nun endgültig das Gleichgewicht verlor und ausrutschte. Ihr Sturz wurde abgefedert, weil der Fremde sie galant auffing.

»Das tut mir leid. Habe ich Sie umgelaufen? Oder haben Sie mich übersehen?«, fragte der Mann. Er rappelte sich auf und reichte Charlotte die Hand, um sie hochzuziehen. Kaum dass sie wieder stand, galt ihr erster Blick dem Inhalt ihres Korbs. Sie hob den Deckel und stellte beruhigt fest, dass die Konfektschachtel unbeschadet aussah. Hoffentlich war auch dem wertvollen Inhalt nichts passiert. Vorsichtig öffnete sie die kunstvolle Schleife und den Deckel. Bis auf eine Kugel hatten alle den Sturz heil überstanden. Erst dann wandte sie sich an den Mann, den sie versehentlich gerammt hatte. Er kniete sich in den Schnee und sammelte seine Einkäufe ein, die offenbar beim Sturz aus seinem Papiersäckchen gefallen waren.

»Soll ich Ihnen helfen?« Auch sie ging in die Knie, doch er war bereits fertig und richtete sich wieder auf. Der Mann hatte ungewöhnliche Augen in einem sanften Dunkelbraun. Charlotte sah eine Spur zu lang hinein. Dann senkte sie beschämt den Blick.

»Ich fürchte, die Schuld lag bei mir«, meinte sie zerknirscht und klopfte sich den Schnee vom Rock.

»Zum Glück ist nichts passiert«, entgegnete der Mann.

Jetzt, da er wieder stand, stellte Charlotte fest, dass er um einiges größer war als sie selbst und deutlich dünner. Als leidenschaftliche Zuckerbäckerin naschte Charlotte gerne vom frischen Gebäck, weshalb ihr Körper mit hübschen Rundungen versehen war.

»Es ist doch alles in Ordnung, oder?« Besorgt sah der Fremde sie an. Seine Wimpern waren außergewöhnlich lang und seine Nase eine Spur zu groß für das schmale Gesicht.

»Ich bin unverletzt, danke. Und Sie?«

»Mir ist auch nichts geschehen«, versicherte er. »Warum haben Sie es denn so eilig?«

»Ich wollte einem Bub hinterherlaufen, der sich eine Semmel stibitzt hat.«

»Wer eine Semmel stehlen muss, der ist ein wirklich armer Hund«, meinte der Fremde. »Gut, dass er entwischen konnte. Ihn wegen so eines winzigen Vergehens zu bestrafen, kommt mir doch recht grausam vor.«

»Sie verstehen mich falsch«, verteidigte sich Charlotte. »Ich hatte nicht vor, ihn zu bestrafen. Ich wollte dem Jungen gerne eine Semmel kaufen. Er sah so hungrig aus.«

»Dann war es natürlich schade, dass er entkommen ist.« Der Mann wischte lächelnd über seine Hose, die ein paar Flecken abbekommen hatte.

Charlotte hatte ein schlechtes Gewissen. Verlegen hielt sie ihm die Konfektschachtel entgegen. »Wollen Sie zur Wiedergutmachung die ramponierte Kugel essen? Die kann ich ohnehin nicht mehr abliefern.«

Erstaunt hob er die Augenbrauen. »Sehr gerne.« Er griff nach der kleinen, in Schokolade getunkten Kugel. Nur die winzige Marzipanrose, mit der Charlotte sie verziert hatte, war seitlich verrutscht und eingedrückt. »Das Kunstwerk ist fast zu schade zum Essen.«

»Man isst auch mit den Augen«, sagte Charlotte. »Das perfekte Konfekt schmeckt gut und sieht schön aus.«

Langsam schob er die Kugel in den Mund und kaute genießerisch. »Diese Kugel ist in der Tat ein Genuss für Augen und Gaumen«, erwiderte er.

»Das freut mich!« Sie verschloss die Schachtel wieder, band die Schleife und zupfte die Enden zurecht. Zufrieden verstaute sie den Karton im Korb.

»Woher stammen die Kugeln?«, wollte der Mann wissen.

»Aus der Bäckerei Geiger in der Kleeblattgasse. Sie ist seit drei Generationen im Besitz meiner Familie.«

»Haben Sie die Kugeln etwa gemacht?«

»Nur die Marzipanrosen.«

»Dann sind Sie eine wahre Künstlerin.«

Charlotte errötete. »Danke!«

»Den Namen der Bäckerei werde ich mir merken und in der nächsten Zeit einen Ausflug in die Innenstadt machen,

um eine Schachtel dieser Köstlichkeiten zu erstehen.« Ein wenig ungenau lüpfte der Mann seinen Hut und deutete eine Verbeugung an. »Auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen!«, entgegnete Charlotte und sah dem Fremden noch eine Weile nach. Erstaunt stellte sie fest, dass sie sich tatsächlich wünschte, er würde in die Bäckerei kommen. Gerne hätte sie sich noch weiter mit ihm unterhalten. Was er über den stehlenden Jungen gesagt hatte, gefiel ihr. Die meisten Menschen, die sie kannte, hätten darauf bestanden, dass der Bub bestraft wurde.

Bevor sie weiter über den Mann oder seine Worte nachdenken konnte, entdeckte sie eine Lücke in der Warteschlange beim Gewürzhändler. Mit etwas Glück konnte sie sich dort hineinmogeln und so die Zeit wieder einholen, die sie eben verloren hatte. Die Liste ihrer Aufgaben war noch lang.

Die Klingel über der Eingangstür bimmelte hell, als Charlotte ein paar Stunden später müde den Verkaufsraum der Bäckerei betrat. Eine vertraute Duftwolke aus Zimt und Vanille umhüllte sie, und ihre Wangen prickelten von der plötzlichen Wärme. Am liebsten hätte sie sich mit einem Häferl Kakao hingesetzt und die Augen für ein paar Minuten geschlossen, doch daraus wurde nichts. Der winzige Verkaufsraum war voller Kunden. Die Mitarbeiterin Resi, die ihr Vater nach dem Tod von Charlottes Mutter eingestellt hatte, stand mit hochrotem Kopf hinter der Theke

und wog Vanillekipferl und Linzer Augen ab, während der Vater Charlotte mit hektischen Bewegungen zu sich winkte. Sie schlüpfte aus ihrem nassen Mantel, stellte den Korb ab, begrüßte die Kunden und eilte nach hinten in die Backstube.

»Wo warst du so lange?«, wollte ihr Vater wissen.

Seine weiße Schürze, die voller Teigspritzer, Mehl und Marmeladenflecken war, hing lose an seinem abgemagerten Körper. Franz Geiger hatte in den letzten Jahren an Leibesfülle verloren und wurde jedes Jahr dünner. Seit er Witwer war, schmeckten ihm seine eigenen Kuchen nicht mehr.

»Ich habe eine ganze Liste mit Aufgaben abgearbeitet, die eigentlich von unserem Lehrling erledigt werden sollten«, verteidigte sich Charlotte.

Ihr Vater seufzte laut. »Warum musste sich der Michel auch ausgerechnet jetzt verletzen?«

Michel war im letzten Lehrjahr und mit Abstand der faulste junge Mann, den Franz Geiger jemals eingestellt hatte. Es war ein Freundschaftsdienst gewesen, denn Michel war der jüngste Sohn des Kaffeehausbesitzers Richard Mankert. Dieser hatte fünf Söhne, und da nicht alle sein Lokal übernehmen konnten, wollte er, dass Michel ein solides Handwerk erlernte. Leider war der Bursche nicht nur faul, sondern obendrein ausgesprochen ungeschickt. Nach drei Jahren Lehrzeit konnte er mit dem Spritzbeutel immer noch keine ordentlichen Windringerl herstellen,

und wenn er eine Torte glasierte, sah sie aus, als hätte sie Windpocken. Vorgestern hatte er ein heißes Blech voller frischer Husarenbusserl fallen lassen. Die Kekse waren alle kaputt gewesen, und Charlotte hatte sie in den Abfall werfen müssen.

»In der Vorweihnachtszeit jammerst du immer«, meinte sie zu ihrem Vater. »Ganz egal, wie viele helfende Hände du hast.«

»Zum Glück ist es das letzte Mal«, sagte Franz Geiger.

Mit einem Schlag sank Charlottes Stimmung. Nach wie vor hoffte sie, dass ihr Vater einlenken und es sich anders überlegen würde. Seit Jahren redete er davon, die Bäckerei verkaufen zu wollen, und vor Weihnachten war sein Wehklagen immer ganz besonders heftig. Bis jetzt waren seine Worte bloß leere Drohungen gewesen, doch dieses Jahr schien er es ernster zu meinen. Es stimmte schon, dass die Räumlichkeiten zu klein waren, aber wenn man wollte, konnte man durchaus nach größeren suchen. Doch davon wollte Franz Geiger nichts wissen – ebenso wenig wie davon, dass Charlotte den Betrieb eines Tages übernehmen könnte.

Nach seiner Überzeugung gehörte es sich für eine unverheiratete Frau nicht, einen Betrieb zu leiten. Also musste Charlotte sich um eine Anstellung bei einem anderen Konditor bemühen, was in ihrem Fall, nämlich ohne Ehemann, ziemlich aussichtslos war. Da half es auch nichts, dass sie die hübschesten Marzipanfiguren der gan-

zen Stadt formte. Es galt als unschicklich und skandalös, wenn eine Frau ihr Geld selbst verdiente. Niemand würde ihr einen Arbeitsplatz geben, der ihren Qualifikationen entsprach. Ihre Pflicht war es, einen Gatten zu suchen, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Natürlich gab es einige wenige Frauen, die bewiesen, dass sie auch ohne Ehemann gut zurechtkamen, doch Franz Geigers Vorstellungen von der Welt waren nun mal sehr traditionell.

»Übrigens hat Michel inzwischen die Mürbteigkekse glasiert«, berichtete er. »Sie sehen wie immer ein bisschen verwordagelt aus. Du musst das mit dem Verzieren wieder ausgleichen.« Er zeigte auf ein großes Blech voller dunkelbraun glänzender Kekse. »Mach was Weihnachtliches, Tannenbäume, Sterne, Christrosen oder Nikoläuse.«

Die Tatsache, dass Michel jetzt schon wusste, wo er nach seiner Lehrzeit arbeiten würde und völlig problemlos eine Anstellung bekommen hatte, schmerzte Charlotte besonders. Der Konditormeister Hader nahm halt lieber einen schlampigen Gesellen, der bloß Mürbteig kneten konnte, als eine Frau, die ihr Handwerk verstand.

Sie griff nach ihrer Schürze, hängte sie um, band eine Schleife und krepelte die Ärmel hoch. Noch hatte ihr Vater keinen Vertrag unterschrieben. Es bestand also noch Hoffnung, dass er sein Vorhaben nicht in die Tat umsetzen würde. Und sollte er es doch tun, dann gab es eine allerletzte Hoffnung namens Norbert Schlucker. Er hatte vor Jahren die Lehre bei ihrem Vater abgeschlossen und

sich anschließend selbstständig gemacht. Bestimmt würde er sie als Zuckerbäckerin bei sich arbeiten lassen. Er war gutmütig und gab nichts auf das, was die Leute tratschten.

Aus dem Regal an der Wand holte Charlotte eine Dose mit frischem Marzipan. Sie hatte gestern schon drei verschiedene Farben eingeknetet. Jetzt formte sie winzige rote Nikolausstiefel mit einem weißen Pelzrand, gefüllt mit braunen Nüssen und orangen Mandarinen. Auf jeden Mürbteigkeks setzte sie eins der Stieflerl. Das fertige Gebäck hob ihre Laune. In Gedanken malte sie sich aus, wie sehr sich die Kinder über diese kleinen Kunstwerke freuen würden.



Die Petroleumlampe flackerte und warf bizarre Schatten an die Zimmerdecke. Seit Stunden brütete Erwin Perzy, Mechaniker für Chirurgieinstrumente und Erfinder, über einer neuen Idee. Wieder einmal hatte er sich in den rechten Zeigefinger geschnitten, weil er beim Schärfen eines Skalpells zu wenig Licht gehabt hatte. Würde es ihm gelingen, eine Lichtquelle zu erfinden, die heller war, würde ihm das nicht nur die eigene Arbeit in den Wintermonaten erleichtern, sondern er würde auch das Handwerk der Chirurgen revolutionieren. Wie oft unterliefen den Ärzten Fehler bei medizinischen Eingriffen, weil die Lichtverhältnisse in den Operationssälen zu schwach waren! Erst neulich hatte ein Arzt ihm die Ohren vollgejammert, dass ihm ein Patient beinahe unter den Händen weggestorben wäre, weil es schlicht zu finster gewesen war und er die Wundnaht unsauber gesetzt hatte.

Auch Erwin konnte im Winter nur die Hälfte seines

sonstigen Arbeitspensums erledigen. Die Konturen des Werkzeugs verschwammen ihm vor den Augen, und er sah nicht mehr genug, dabei war das Wichtigste an seiner Arbeit Präzision. Nicht auszudenken, was alles passieren konnte, wenn eine seiner Zangen nicht griff oder seine Messer nicht scharf genug waren. Immer wieder hörte er von Kollegen, dass Chirurgen sich über deren Arbeit beschwerten. Zum Glück war Erwin das noch nie passiert, denn er gab die Instrumente erst ab, wenn er sicher war, dass sie einwandfrei funktionierten. Seit einer Woche lag eine Zange bei seinen unerledigten Aufträgen. Der Arzt hatte ihn gebeten, die Enden so anzuspitzen, dass sie millimeterexakt einen Punkt trafen. Doch wie sollte er das machen, wenn er fast den ganzen Tag auf künstliche Lichtquellen angewiesen war? Selbst die Schusterkugel, die er gerne verwendete, konnte nur bedingt Abhilfe schaffen. Der mit Wasser gefüllte Glaskolben, mit dem diffuses Licht gebündelt werden konnte, sorgte zwar für mehr Helligkeit als herkömmliche Petroleum- oder Öllampen, doch er leuchtete nur einen kleinen Arbeitsbereich aus. Für dermaßen feine Arbeiten setzte Erwin lieber auf Sonnenlicht. Er hoffte inständig, dass er niemals eine Operation benötigen würde, und wenn doch, dann bitte im Sommer.

Erwin schob seine Aufzeichnungen zur Seite und streckte sich, bis seine Wirbel leise knackten. Dann begutachtete er die kleine Wunde an seinem Finger, die er-

neut zu bluten begonnen hatte. Er würde sie frisch verbinden müssen.

Gähmend stand er von seinem Arbeitsplatz auf und trat ans Fenster. Seit ein paar Jahren entwickelte sich der Gemeindebezirk Hernals rasant in ein großstädtisches Wohn- und Gewerbegebiet mit einer dichten Mietshausbauung. Schließlich mussten die Zuwanderer aus Böhmen und Mähren, die so dringend in den Fabriken und beim Hausbau benötigt wurden, irgendwo untergebracht werden. Doch in der Schumanngasse war davon noch nichts zu spüren. Hier hatte sich der Dorfcharakter erhalten, der Erwin gut gefiel. Er kannte alle Bewohner der Gasse, und der Wienerwald lag nur ein paar Gehminuten entfernt, sodass man fast meinen könnte, man lebte auf dem Land.

Erwin hatte sich vor einigen Jahren auf Antrieb in das kleine Haus verliebt und es von dem Geld gekauft, das er von seinen Eltern geerbt hatte. Im Erdgeschoss des Gebäudes gab es eine Werkstatt, in der er sich allerdings nur selten aufhielt. Lieber arbeitete er oben in der Stube, in der es insbesondere im Winter wärmer war. Im ersten Stock befanden sich außerdem ein Schlafraum, das Wohnzimmer, die Küche und das Bad. Das Toilettenhäuschen lag auf dem Hinterhof. Die Verlegung ins Wohnhaus musste noch warten, denn das Einleiten von fließendem Wasser im vergangenen Sommer hatte all seine Ersparnisse aufgebraucht.

Im Moment stand es um seine Finanzen nicht besonders rosig. Eigentlich müsste er doppelt so viel Arbeit annehmen, um etwas an seiner wirtschaftlichen Lage zu ändern, aber selbst wenn er genug Aufträge hätte, wie sollte er sie alle ausführen, wenn die Tage so kurz waren? In den nächsten Wochen würde er den Gürtel etwas enger schnallen müssen. Diese Aussicht machte ihm nicht viel aus, denn er war es gewohnt, bescheiden zu leben. Solange er sein Häuschen nicht verkaufen musste, war alles gut.

Er rieb sich die Augen und schaute aus dem Fenster. Waren das Fußspuren, die zu dem kleinen Schuppen neben seinem Haus führten? Das konnte nicht sein. Er hatte niemanden kommen hören, und bei dieser Kälte und um diese Uhrzeit ging kein vernünftiger Mensch freiwillig auf die Straße.

Vielleicht spielte ihm seine Fantasie einen Streich? Er beschloss, morgen nachzusehen, ob er den Schuppen überhaupt abgesperrt hatte. Immer wieder vergaß er es, was eigentlich nicht weiter schlimm war, denn die Gegend war vor Einbrechern sicher, und wer würde schon in einen alten Schuppen eindringen, in dem sich nichts als wertloses Gerümpel befand? Schon bei seinem Einzug hatte sich Erwin vorgenommen, das alte Zeug auszuräumen, das noch vom Vorbesitzer des Hauses stammte, doch irgendwie gab es immer Wichtigeres zu tun.

Müde wandte er sich vom Fenster ab und ging in die Küche, um sich ein wenig Tee zu kochen. Danach würde

er sich schlafen legen. Während er wartete, bis das Teewasser köchelte, schnitt er eine dicke Scheibe von der Salami ab, die er am Vormittag erstanden hatte. Erst später hatte er festgestellt, dass das Papiersäckchen beim Sturz auf dem Markt kaputtgegangen sein musste, denn er hatte einen Großteil der Semmelwürfel verloren, die darin gelegen hatten. Also würde es in den nächsten Tagen keine Semmelknödel geben, was ärgerlich war.

Erwin biss von der Wurstscheibe ab und musste an die Begegnung auf dem Naschmarkt denken. Es war Jahre her, dass er sich gerne länger mit einer Frau unterhalten hatte. Erwin war mit seiner Arbeit verheiratet. Den ganzen Tag grübelte er über Erfindungen nach, die die Menschen unbedingt benötigten. Irgendwann wollte er etwas erfinden, das den Menschen im Gedächtnis bleiben und ihr Leben erleichtern würde. So wie eine ergiebige Lichtquelle für den Operationssaal. Umso seltsamer war es, dass ihm das freundliche Gesicht mit den rosigen Wangen und den hellblauen Augen nicht aus dem Sinn ging. Er fragte sich, was die junge Frau jetzt wohl machte. Ob sie gerade in der Backstube stand und eine von den hübschen kleinen Marzipanrosen zauberte?





Im hintersten Winkel des Schuppens entdeckte Rudi eine löchrige Woldecke, die nach Stall roch. Vielleicht hatte sie früher als Pferdedecke gedient. Neben anderem altem Gerümpel lehnten zwei Wagenräder an der Wand, und in einem Regal standen Einmachgläser mit verschiedensten Inhalten – Käferbohnen, Sauerkraut, Dosenfleisch und Früchte. Die Etiketten verrieten, dass die Köstlichkeiten darin schon einige Jahre alt sein mussten, doch Rudi ging davon aus, dass ihm der Inhalt trotzdem schmecken würde.

Nachdem er auf dem Naschmarkt der Frau entkommen war, die ihn beim Stibitzen der Semmel beobachtet hatte, war er gemeinsam mit Stoppel hinter einer großen Mülltonne in Deckung gegangen. Er hatte sich erst wieder herausgewagt, als Stoppel aufgesprungen und ausgerechnet dem Mann nachgelaufen war, mit dem die Frau zusammengestoßen war, die ihn beim Stehlen gesehen hatte.

Wahrscheinlich hatte den Hund der Duft der Salami verführt, die aus dem Papiersäckchen herausgeschaut hatte. In dem Säckchen musste ein Loch gewesen sein, denn alle paar Meter waren ein paar Semmelwürfel in den Schnee gefallen. Eigentlich hätte Rudi den Mann darauf aufmerksam machen müssen, dass er wertvolle Lebensmittel verlor, doch die Angst, dass er ihn erkennen würde, war zu groß gewesen. Stoppel hatte die Brotwürfel verspeist, während Rudi ihm vorsichtig gefolgt war.

Erst in der Schumannngasse in Hernals war der Fremde vor einem kleinen Haus stehen geblieben, hatte die Tür aufgesperrt und war dahinter verschwunden. Neben dem Haus gab es einen Schuppen. Aus einem Impuls heraus hatte Rudi versucht, die Tür zu öffnen, und zu seiner großen Überraschung war sie nicht verriegelt gewesen. Es war das perfekte Versteck für ihn und Stoppel. Im Schuppen roch es nach Staub, altem Leder und ein wenig nach Mäusepisse, aber es war warm und trocken. Durch ein Fenster mit verstaubter Glasscheibe drang diffuses Licht von einer Straßenlaterne herein. Außerdem gab es reichlich zu essen.

Rudi griff wahllos nach einem der Einmachgläser im Regal und drehte den Deckel auf. Ein süßlicher Geruch nach Früchten stieg ihm in die Nase. Er setzte sich auf den staubigen Boden und löffelte mit bloßen Fingern die Köstlichkeit in den Mund, die nach Kirschen schmeckte. Eine vage Erinnerung an einen Nachmittag im Mai tauchte in seinen Gedanken auf. Er sah sich selbst auf einer Park-

bank im Stadtpark sitzen, neben ihm seine Mutter. Sie hatte ein Papierstanitzel mit Kirschen auf dem Schoß, die sie bei einer Straßenhändlerin gekauft hatte. Rudi und seine Mutter naschten gemeinsam daraus und spuckten die Kerne in hohem Bogen ins Gras. Jedes Mal traf seine Mama weiter als er, und sie lachten so sehr, dass sie sich den Bauch halten mussten. Ein älterer Herr, der sie beim Kernespucken beobachtete, schüttelte empört den Kopf, aber das hatte weder Rudi noch seine Mutter gestört.

Die Erinnerungsbilder trieben dem Jungen Tränen in die Augen. Rasch, bevor die Traurigkeit vollends von ihm Besitz ergreifen konnte, stellte Rudi das Einmachglas für Stoppel auf den Boden. Der Hund schleckte es so sorgfältig aus, dass es hinterher aussah, als wäre es gewaschen worden. Dann griff Rudi nach einem weiteren Glas im Regal und schraubte es auf. Diesmal stieg ihm der saure Geruch von Essig in die Nase. Mit Zeigefinger und Daumen griff er in die trübe Flüssigkeit und zog ein schlafes Gürkchen heraus. Eigentlich mochte er Essiggurken – aufgeschnitten in einer Wurstsemmel waren sie köstlich, doch nach einem halben Glas alter Kirschmarmelade war der Geschmack gewöhnungsbedürftig. Aber es half nichts. Der Magen knurrte, und die Gurken würden zumindest den Hunger bekämpfen. Rudi steckte sich eine in den Mund. Sein Gesicht zog sich zusammen, während sich die Säure explosionsartig auf seinem Gaumen ausbreitete. Stoppel sah ihn erwartungsvoll an.

»Ich glaub nicht, dass dir das schmecken wird«, meinte Rudi. Er zog noch eine Essiggurke aus dem Glas und hielt sie Stoppel entgegen. Der Hund drehte den Kopf weg.

»Nun komm schon«, forderte Rudi ihn auf. »So schlimm ist es gar nicht. Besser ein saures Gurkerl als die ganze Nacht ein knurrender Magen.«

Widerwillig schleckte Stoppel die Essiggurke ab, bevor er sie vorsichtig mit dem Maul aufnahm und fraß. Er kaute so lange, als handelte es sich um eine zähe Schuhsohle, und sah Rudi dabei leidend an.

Der musste unweigerlich lachen. »Du bist ein guter Schauspieler!«, sagte er und umarmte den Hund. Dann flüsterte er: »Du bist ein kluger Freund.« Zärtlich streichelte er die weichen grauen Schlappohren. »Du hast uns an einen Ort gebracht, wo wir die nächsten Tage in Sicherheit sind.«

Träge wedelte Stoppel mit dem Schwanz.

»Ich habe keine Ahnung, wie es weitergehen wird«, gab Rudi zu. »Aber ich weiß, dass ich nicht mehr ins Waisenhaus zurückwill. Lieber sterbe ich.«

Stoppel legte seinen Kopf auf Rudis Oberschenkel und sah ihn so treuherzig an, als hätte er jedes Wort verstanden.

»Dort ist es ganz schrecklich«, fuhr Rudi fort. »Bestimmt hat Mama dir geholfen, den Weg hierher zu finden.« Er wandte den Blick an die Decke des Schuppens, wo an breiten Holzbalken allerhand Zeug hing: Seile, Ket-

ten und verrostetes Werkzeug, ein ausrangierter Sattel und verbeulte Töpfe. Dort oben im Himmel war seine Mama, davon war er fest überzeugt. Bestimmt hatte sie mittlerweile einen Platz auf einer Wolke bekommen.

»Danke, dass du uns den Schuppen gezeigt hast«, flüsterte er leise. »Und bitte pass auch weiter auf uns auf.« Dann kuschelte er sich gemeinsam mit Stoppel in die raue Decke. Der Hund stieß ein zufriedenes Seufzen aus, seine kühle, feuchte Nase berührte Rudis Handrücken.

Zum ersten Mal seit Tagen waren beide satt, auch wenn ihre Mägen ziemlich grummelten. Kein Wunder bei so viel Essiggurke und Marmelade zum Abendessen, dachte Rudi. Schon bald fielen ihm die Augen zu, und er schlief mit der vagen Hoffnung ein, dass vielleicht doch alles gut werden würde.